Nr. 64

Die

Deu

Von unse

Die langen
Eisenbahn-Abtei
zugebracht hat,
sen, daß man
Wiege der seine
Er spricht
das Haus auf
den „großen
der Phoebu
verlenkt und in
mission verschw
nichts Bemerke
Ausführungsorg
selbständige Pa
bilden eine unt
verständlich
kleine Le
erscheint am H
den preußischen
ke horcht auf.
sich grundsätzlic
betont, daß er
nehmer, den Er
einen rückgrat
„Verlorene Pa
zurückerobern,
betont“. Gl
genommen we
Auf der T
Beratung des
Die Beratung
heer.
Der Kampf
die Regierung
darüber, wie
berechtigten g
Der Ausg
jungalter
Ersparnis
Eine weit
der Frage, ob
zu hohe P
Schließlich
hung eine
schaft, damit
von Reichswehr
Re
Im Haus
Fragen mich
sächliche S
Reichswehr n
Wehrpoliti
rungen, und
Reichswehr
telen von den
kraten einig
beraubten Ge
des preußischen
geschlossen we
militärischen
voranstehe
Nicht die
unser Heer
Reichstag ur

Ich gehe in di
schen Minister
Frage des
Regierung, mei
rung, die in th
des Reichsregi
trauens in ein
hat. In den
vollkommnet,
Marineleitung
Washingtoner Vertrag
von aus, daß



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 11 Mittwoch, 14. März 1928

Der Donner der nahen Fälle macht natürlich jede Verständigung durch Worte unmöglich. Inzwischen kommt ein Windstoß des Wasserstaubs zur Seite, dann eröffnet sich für kurze Zeit ein herrliches Ausblick auf die rasenden, ständig ihr Aussehen wechselnden Fälle.

Interessant ist auch der „Kloof“ oder Palmengarten am Grunde einer der Schluchten unterhalb der Fälle. Hier hat die Natur ihren Reichtum in geradezu verschwenderischer Fülle ausgegossen. Palmen von riesiger Größe und Dicke, von allen nur denkbaren Arten, stehen so dicht mit anderen Urwaldgewächsen vermischt, daß die Sonnenstrahlen keinen Zutritt finden. Scharen von Affen und bunten Papageien beleben das Dickicht. Auch vom Rande dieses Palmenhaines läßt sich der Fall übersehen. Da man ihn jetzt von unten erblickt, läßt sich um so besser seine erstaunliche Höhe bewundern. — Die Fälle werden durch vier kleine Inseln in fünf Teile zerlegt. Die Viktoriafälle entstanden nach Livingstones Ansicht infolge einer gewaltigen geologischen Katastrophe, bei der die vom Sambesi durchflossene Basaltschicht auseinander barst. Der Strom ergoß sich in den Spalt und bahnte sich dann durch die Schluchten unterhalb der jetzigen Fälle einen Weg. Die moderne Geologie ist anderer Ansicht; sie sieht die Ursache lediglich in der Wirkung der Erosion. Der Basalt, aus dem Rhodesien überwiegend besteht, ist vulkanischen Ursprungs, wie aus den großen Lavamassen hervorgeht, die das Land in mehreren Schichten von verschiedener Durchlässigkeit bis zu tausend Metern Mächtigkeit bedecken. Diese sogenannten Katoka-Laven haben beim Erkalten Schrumpfungsspalten hinterlassen. Auf den ausgedehnten Linien geringsten Widerstandes, wo verhältnismäßig weiches Material den harten Basalt durchzieht, konnte die Erosionstätigkeit des Flusses besonders wirksam werden. Man betrachtet die Schlucht, in die sich heute die Viktoriafälle ergießen, als eine derartige Linie geringsten Widerstandes; sie wurde dann im Laufe der Jahrtausende vom Sambesi ausgewaschen.

—⊙—

Der Schrecken der Dschungeln

Von Dr. W. Waldersee-Wien.

Drei Plagen sind es, die neben den immer wieder auftauchenden Seuchen und Hungersnöten das indische Paradies zur Hölle machen können. Zwei unter ihnen, die Giftschlangen und die Tiger, sind allen Europäern vom Hörensagen bekannt, doch der dritten und nicht geringsten, des Panthers, wird selten Erwähnung getan. Dabei ist dieser Würger noch weit häufiger anzutreffen als die an Zahl langsam abnehmenden Tiger. Obwohl die indische Regierung für jeden erlegten Panther eine Belohnung zahlt, und in Indien jährlich mindestens fünftausend von ihnen geschossen werden, hat man, seitdem die Engländer die Herren des Landes sind, kaum eine Abnahme der Tiere festgestellt.

An sich liegt es nicht in der Gewohnheit des katzenhaft schleichenden Panthers, Menschen anzufallen; aber tragende Weibchen und Tiere mit Jungen sind von den Jägern weit mehr gefürchtet als selbst die Tiger. Den größten Schaden richtet der Panther unter dem Bestand an jeglichem jagdbaren Wild an. Der Engländer F. W. Champion, der oberste Forstbeamte im Jagdschutzgebiet am Südhang des Himalaya, hat im Laufe seiner dortigen Tätigkeit ermittelt, daß jeder Panther täglich — besser gesagt nächtlich — mindestens einen Axis- oder Chitalhirsch reißt. In jenem rund sechshundert Geviertkilometer großen Gebiet hielten sich durchschnittlich vierzig Panther gleichzeitig auf, so daß der jährliche Verlust, der durch die Raubtiere verursacht wurde, mindestens fünfzehntausend Hirsche betrug. Im ganzen Lande muß die Zahl der jedes Jahr von Panthern getöteten Tiere Millionen betragen.

Der Würger lebt nun nicht nur in diesen selten von Menschen betretenen Dschungelgebieten des Nordens, sondern sucht auch die dichter bevölkerten Flußtäler auf. Da er dort selten Hirsche oder Antilopen findet, muß er notgedrungen seine Raubzüge auf Haustiere, Rinder, Schweine, Ziegen und Hunde, ausdehnen. Die gefürchtetsten Panther sind die in den Bergen lebenden, da sie gerade dort durch den Hunger oft zu den verwegensten Räubereien getrieben werden. Sie scheuen dann auch nicht davor zurück, einen Menschen anzufallen. Einem solchen „Menschenfresser“ geht es dann genau so wie seinem größeren Vetter, dem Tiger; denn er muß nach dem Glauben der Eingeborenen immer wieder Menschenblut trinken. Derartige Tiere werden in der Regel gefährlicher als die Tiger, weil sie geschmeidiger und flinker sind und den Menschen stets zu überraschen wissen.

Die Jagd auf diese Panther birgt besonders große Gefahren, weil in der Heimat der meisten „Menschenfresser“, in den Bergen, keine Elephanten verwendbar sind. Außerdem ist der Panther selten seßhaft und hat kaum ein festes Lager. Wenn er heute einen Menschen in der Nähe eines Dorfes tötet, so ist er aller Wahrscheinlichkeit nach am anderen Tage, wenn die Jagd auf ihn beginnen soll, schon in weiter Ferne. Auch scheuen sich die Eingeborenen, so sehr sie auch unter dem Würger leiden mögen den Europäern den Standort eines vielleicht für kurze Zeit wirklich seßhaft gewordenen Panthers anzugeben, weil sie glauben, daß der „Geist“ des Tieres sich an den Verrätern rächen und sie grausam heimsuchen wird.

Im indischen „Pioneer“ wurde von einem Panther berichtet, der im Laufe der Jahre 1925 und 1926 nicht weniger als 126 Eingeborene getötet hatte. Die Engländer in der Gegend bemühten sich vergeblich, ihn zu erlegen. Fallen, Selbstschüsse und alle Versuche, ihn durch Köder vor die Flinten der Jäger zu locken, zeitigten keinen Erfolg. Die Gefahr wurde derartig groß, daß die Regierung auf die Erlegung des „Menschenfressers“ die ungeheure Belohnung von zehntausend Rupien (fünfzehntausend Mark) und von Grund und Boden im bedrohten Gebiet aussetzte. Schließlich glaubte man durch Bestreuen eines Aases mit Sublimat das Tier vergiften zu können. Obwohl der Panther vom vergifteten Fleisch fraß, machte er die Gegend noch weiter unsicher. Dann unternahm man neue Versuche mit Arsenik und Strychnin doch auch hiergegen schien der „Menschenfresser“ gefeit zu sein. Ende des Jahres mußte man alle Tötungsversuche aufgeben und der Kälte wegen die Verfolgung auf den Frühling verschieben.

Im April traf der in Indien bekannte Jäger Hauptmann Corbett zur Jagd auf den Panther ein. Seine ersten Versuche mit allen möglichen Giften verliefen wieder ergebnislos. Zuletzt ging Corbett neben einer angebundenen Ziege auf den Anstand. Zehn Nächte hintereinander ließ sich der Panther nicht blicken. In der elften Nacht hatte Corbett endlich Glück. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit hörte er die Ziege unter sich ängstlich meckern, und gleich darauf sah er aus dem Dickicht eine verschwommene Gestalt auftauchen. Er ließ sofort seine starke elektrische Lampe aufblitzen und schoß im gleichen Augenblick. Das Tier verschwand im Schuß. Der Jäger aber hatte nicht die geringste Gewißheit, getroffen zu haben. Die Vorsicht verbot ihm, in der Dunkelheit nach dem vielleicht nur leicht getroffenen Panther zu suchen.

So blieb Corbett die Nacht über auf seinem Hochsitz; in der Morgendämmerung fand er dann eine Schweißfährte und bald danach den toten Panther. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die Beute der berüchtigte „Menschenfresser“ war, denn Corbett fand im Rachen des Panthers nur drei Reißzähne, und die Wunden der getöteten Eingeborenen hatten immer eine dementsprechende Spur aufzuweisen. Außerdem war bekannt, daß englische Offiziere den Panther vor Jahren einmal durch einen Schuß in einen Hinterlauf verletzt hatten und das von Corbett erlegte Tier trug dort eine Schußnarbe. So wurde die Gegend endlich von ihrer Geißel befreit. Doch waren die Eingeborenen ihrem Retter nicht einmal besonders dankbar, weil sie die Rache des toten „Menschenfressers“ befürchteten, der ihrem Glauben nach nichts anderes als die irdische Wohnung eines auf der Seelenwanderung begriffenen Geistes war.

—⊙—

Eine originelle Plakette

Eine originelle Plakette wurde aus Anlaß der Großstadtwerdung Hagens von dem Hagener Bildhauer Hans Dorn entworfen. Es ist auf der Vorderseite in humorvoller Weise wiedergegeben, wie das Hagener Stadtoberhaupt, Oberbürgermeister Finke, der 100 000. Bürgerin, dem Töchterchen Theresia des Reichsbahnzugführers Floren die Glückwünsche der Stadt Hagen überbringt und Bürgermeister Dr. Raabe, gleichfalls als Vogel dargestellt, der ersten Großstadtbürgerin feierlichst ein kleines Angebinde überreicht. Die im Hintergrund aufgehende Sonne weist auf ein weiteres „Florieren“ der jüngsten Großstadt hin.

Diese schöne Plakette, die den für Hagen so wichtigen Augenblick in etwas drastischer aber in äußerst humorvoller Weise darstellt, wird wieder viele ihr Augenmerk auf die jüngste Großstadt Deutschlands richten lassen. Es ist nur wenig bekannt, daß Hagen eine besonders schöne landschaftliche Lage besitzt und sich gern die landschaftlich schönste Industriestadt Deutschlands nennt. Bekannter ist Hagen als Vorort und Mittelpunkt der Märkischen Kleineisenindustrie. Umgeben von waldbedeckten Bergen (bis 400 m) und reizvollen Flußtälern, verschönt durch seinen herrlichen Stadtpark mit seinem unmittelbar anschließenden Stadtwald ist Hagen vor allem der Ausgangspunkt zu wunderbaren Ausflügen in das sauerländische Gebirge. In seiner unmittelbaren Nähe liegen die Hohensyburg mit Hengstensee und Kraftwerk Herdecke, Ruine Volmarstein, Harkortberg, Schloß Hohenlimburg, Schloß und Stadt Altena, Deutschlands schönste Tropfsteinhöhle und zahlreiche im Waldgebirge gelegene Talsperren.

—⊙—

Sturm im Glase

Die mecklenburgische Vorderstadt Parchim rühmt sich des besonderen Glücks, daß innerhalb ihrer Mauern, die damals freilich genau wie heute nur noch vergleichsweise vorhanden waren, der weiland preußische Generalfeldmarschall Helmuth Moltke geboren ist. Das hinderte indessen nicht, daß mit der allgemeinen und geschwinden Aushetzerei, wie sie im Rathaussaal inzwischen stattgefunden, auch die Büste dieses Mannes, der unter den Gestalten seiner Zeit und seiner Welt, bei aller Dämonie, vielleicht die makelloseste und reinste ist, so gut wie alles andere und ohne lauten Widerspruch hinweggenommen wurde. Bis man sich kürzlich eines besseren besinnen wollte und eben drauf und dran war, ihr den wohlverdienten Platz mit Fug zurückzugeben. Indem sich aber auf dem Kapitol, nach vorgebrachtem Antrag zwischen rechts und links ein ebenso gewaltiges wie schreckliches Gefecht erhub, warf sich zuguterletzt und noch zur rechten Zeit der Rat beschwichtigend ins Mittel. Mit der Erklärung, daß das umstrittene Werk, nachdem man es, aus Anlaß der im vergangenen Jahr erfolgten siebenhundertjährigen Wiederkehr des Gründungstags der Stadt, erneut hervorgeholt und auch an seinen Ort gestellt, beim Reinigen des Sitzungssaals nachträglich wie gelegentlich zu Bruch gegangen und gar nicht mehr vorhanden sei. Womit die Angelenheit so schnell entschieden war, wie wir den kleinen, wunderlichen Beitrag lebender Geschichte schließen.

—⊙—

Büchertisch

Die Wartburgstadt Eisenach, das bekannte mitteldeutsche Verkehrszentrum, gibt zwei hübsche, wirkungsvolle Werbeblätter in Kupfertiefdruck, das eine in deutscher, das andere in englischer Sprache heraus, die in einer Gesamtauflage von 120 000 Exemplaren hergestellt worden sind. Vor allem sind die Photos sehr geschickt ausgewählt, alle im Hinblick auf die Romantik der Wartburgstadt, die als größte ihrer Bürger Martin Luther und Johann Sebastian Bach beherbergt hat. Textlich enthält das Faltblatt die wichtigsten Angaben über die Stadt, die Wartburg, die Kurmittel, die Heilanzeigen, die nähere Umgebung und bringt einen kurzen Rundgang durch die Stadt Lage, Oeffnungszeiten und Preise für die wichtigsten Sehenswürdigkeiten sind verzeichnet. Die Prospekte sind kostenlos erhältlich in allen Reisebüros und im Verkehrsverein Städtisches Verkehrsbüro Eisenach. In Eisenach wird am 18. März wiederum das seit Jahrhunderten gefeierte Fest des „Sommergewinns“ veranstaltet. Man plant in diesem Jahre eine besonders großzügige Ausgestaltung des Festzuges, in dem die Austreibung des Winters durch den Sommer dargestellt wird. An dem Festzug beteiligen sich außer der Bevölkerung tausende von Schulkindern, ferner sämtliche Eisenacher Kapellen und Gesangvereine. Der Zug beginnt um 1 Uhr mittags; an den vorhergehenden und folgenden Tagen finden Aufführungen eines Festspieles „Sommerstreit mit dem Winter“ statt, an dem hauptsächlich ebenfalls Kinder mitwirken. Man rechnet wieder mit einem sehr zahlreichen Besuch des Sommergewinnes, der sich in der näheren und weiteren Umgebung Eisenachs besonderer Beliebtheit erfreut und der dazu beiträgt, die Ueberlieferung an altgermanische Gebräuche in der heutigen Zeit festzuhalten.

Verantwortlich: H. Semmelmann Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Die neue deutsche Kolonie in Kairo

Von Dr. Ludwig Franck-Kairo.

Vor dem Kriege lebten an 2000 Reichsdeutsche in Aegypten, davon die größte Zahl in der Hauptstadt Kairo. Es waren in erster Linie Kaufleute und Gastwirte, dann aber auch Professoren, Aerzte, Musiker und Künstler. Bis zum Jahre 1913 hatte sich die deutsche Kolonie auf allen Gebieten erfreulich entwickelt und durfte einer immer aussichtsreicheren Zukunft entgegenblicken. Längst hatte sie ihre eigene Kirche und Schule nebst einem sehr einträglichen Grundbesitz im Boulakviertel.

Da brach im August 1914 der Weltkrieg aus und machte dem Blühen der deutschen Gemeinde ein jähes Ende. Gleich in den ersten Kriegswochen verließ der größte Teil der Kolonie die Hauptstadt, und schon im Oktober desselben Jahres erfolgten die ersten Ausweisungen. Frauen und Kinder kehrten in die Heimat zurück, die meisten Männer wurden auf der Insel Malta interniert. Die deutsche Schule konnte nach dem Schluß des Schuljahres 1914 nicht mehr eröffnet werden, der Kindergarten wurde im Mai 1915 geschlossen. Der Pastor der Gemeinde sah sich genötigt, im Januar 1915 Kairo zu verlassen, die Lehrer, soweit sie nicht auf Urlaub waren, wurden ebenfalls nach Malta übergeführt. Noch glaubte man — und wie hätten die Deutschen an ihrem Siege zweifeln können — an eine baldige Beendigung des Krieges. Aber schon im Juni 1916 wurde der gesamte Besitz der Gemeinde einer Zwangsverwaltung unterstellt und dann nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges durch Verfügung des Public Custodien im März 1920 beschlagnahmt. Während man aber das sonst eingezogene Privateigentum liquidierte, wie es auch mit den Hospitälern in Kairo und Alexandrien geschehen war, übertrug man das Eigentumsrecht des Gemeindebesitzes einem in London gebildeten Trust, dem Egyptian Mission Property Trust. Diese Gesellschaft nahm das deutsche Gemeindevermögen in eigene Verwaltung und vermietete Kirche, Pfarrhaus und Schule an die Missionsgesellschaft der Church Missionary Society und das Konsulatsgebäude an die amerikanische Mission in Kairo. Damit war die deutsche Kolonie so gut wie aufgelöst. Die Uebernahme des Besitzes der deutschen Kolonie ward im Jahre 1923 auf fünf Jahre vereinbart, so daß der Pachtvertrag Ende März 1928 abgelaufen wäre. Ob aber die bereits eingeleiteten Verhandlungen dazu führen werden, das deutsche Eigentum an diesem Termin wieder zurück zu gewinnen, ist zur Zeit noch gänzlich unbestimmt.

Nichtsdestoweniger hat sich bald nach dem Kriege die deutsche Kolonie aus den Zurückgekehrten wie den seither Neuhinzugekommenen wieder organisiert, und da seit 1923 auch eine deutsche diplomatische Vertretung in Kairo selbst eingerichtet wurde, setzte bei der evangelischen Gemeinde sofort wieder eine Aufwärtsbewegung ein. Hatte die Kolonie auch keinen Grundbesitz mehr, kein Gotteshaus, keine Schule — die deutsche Beharrlichkeit fand Wege, alle einem Gemeindeleben unentbehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Nach längeren Unterhandlungen war der Leiter der Church Missionary Society bereit, die Kirche von Fall zu Fall der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, erklärte jedoch ausdrücklich, daß aus dieser Benützung kein Anspruch auf ein Recht abzuleiten sei. In Ermangelung einer eigenen Bildungsanstalt besucht die deutsche Jugend meist die englischen oder die französischen Schulen. Schon seit zwei Jahren besteht auch wieder ein deutscher Musikverein, und im November vergangenen Jahres hat die Kolonie in dem schönen Saal der Standard Bar ein eigenes kleines Heim gefunden.

Während sich die evangelische Gemeinde seit dem Jahre 1923 von 60 Mitgliedern auf etwa 200 vermehrt hat, zählt die junge Kolonie jetzt wieder gegen 500 reichsdeutsche Mitglieder.

Diese Zahl ist natürlich noch klein im Vergleich mit den anderen europäischen Kolonien und in Ermangelung eigenen Grundbesitzes, eines eigenen Vereinshauses, von eigener Kirche und Schule tritt die Kolonie als solche noch wenig in die Erscheinung, aber nichtsdestoweniger — und das ist das Befriedigende — erfreut sich alles, was deutsch heißt, in Aegypten wieder eines allgemeinen Ansehens. So hat die ägyptische Regierung, was vor dem Kriege noch nicht geschehen war, bereits an zwei höheren Lehranstalten das Deutsche als Wahlfach statt des Französischen eingeführt, an der Hochschule deutsche Kurse eingerichtet und sie mit deutschen Lehrkräften besetzt.

Sollte es der Kolonie in einigen Jahren gelingen, den alten Besitz wieder zurück zu gewinnen, dann dürfte kein Zweifel bestehen, daß sie in kurzer Zeit wieder zu derselben Blüte wie vor dem Kriege gelangen wird.

—⊙—

Der Schlüssel zu Meersburg

Von Curt Hotzel.

Neulich las ich in der Zeitung, die Stadt Meersburg am Bodensee feiere demnächst ihr tausendjähriges Bestehen.

Das ist gewiß ein würdiger Anlaß: tausend Jahre sind eine schöne Zeit, und wenn man bedenkt, was sich seitdem alles in der für heutige Begriffe winzig kleinen Stadt zugetragen hat, so empfindet man den Schauer der Erhabenheit der Geschichte. Sie haben da auf dem herrlichen „alten Schloß“ einen Dagobertsturm, wenn ich mich nicht irre: aus der Merowingerzeit: der arme, unglückliche Konradin, der letzte Hohenstaufe hat hier oft residiert und ist von hier aus in den Tod nach Welschland geritten, aufs Blutgerüst in Neapel . . . Und dann reihen sich die Barockpaläste der reisigen Bischöfe von Konstanz an, die hier saßen und über den grünen See nach ihrer auffässigen Stadt hinüberschauten, von der man jetzt abends die vielen Lichter in der Ferne blinken sieht, wenn man zwischen dem „alten“ und dem „neuen“ Schloß auf der Brücke steht und unter einem das hohe, schmale Mühlrad rauscht. Das Wasser fällt dann noch tiefer, viel tiefer hinab in den nächtigen See . .

In dem alten Schloß hat auch die Annette Droste-Hülshoff die letzte Zeit ihres Lebens gesessen, die niedersächsische Heidepoetin, die herrliche, hier in dem schwäbischen Schloß in der „Meersburg“ . . . Und eine rechte „Spökenkiekerin“ ist sie hier wohl erst geworden.

Wie gesagt: es ist schon ein Anlaß, zu feiern, wenn hier tausend Jahre um sind. — Mir aber geht es seltsam mit dieser uralten Stadt. Mich verbindet nämlich ein uralter Hausschlüssel mit ihr. Und wie alles seine Tragödie hier hat, seine große historische, so habe ich meine kleine menschliche in Meersburg. Ich fuhr einmal in einem wunderbar melancholischen Spätsommer hierher, das heißt: ich wurde vom Schicksal hierhergefahren, um, ohne es zu merken, einen Novellenstoff „einzuatmen“ . . Spökenkiekerei! . . Ich wohnte zehn unwiederholbare Tage bei einer lieben alten Frau in einem uralten Hause oben unterm Dach in einer hellblau getünchten Kammer. Abends strich ich wie ein Kater durch das Städtchen, durch das Gemäuer, über die Treppen, Altane, durch Gärten und Höfe, der Meersburg. Immer mit dem Hausschlüssel der gütigen Frau versehen . . .

Nach zehn Tagen war es so weit. Ich mußte heim, um die Novelle zu schreiben, die mich in Besitz genommen hatte, die Novelle vom Spätsommergespenst . . Ich reiste „Knall und Fall“ ab, wie man so schön sagt. Und nahm den Hausschlüssel mit! . . Und als ob das Ganze nur ein Spuk gewesen sei: ich hatte Namen und Straße, Hausnummer und Familie vergessen, die mich beherbergt hatten.

Der Schlüssel — vergleichbar jenem, mit dem Faust zu den Müttern steigt — brannte in meiner Hand, als ich daheim war. Er mahnt zur Rückkehr . . Denn ich würde das schmale alte Haus sicher wiederfinden . . und könnte mithin zur Nacht dort eintreten . . eine Spukgestalt . .

(Ich bin mir selber unheimlich geworden mit diesem Hausschlüssel in der Hand.)

—⊙—

Aus den Kinderjahren der Menschheit

Von Hans Ernst Gehrke.

Der Beginn des Ackerbaus ist eins der Rätsel, welche die Wissenschaft noch nicht völlig zu lösen vermocht hat, doch liegt er offenbar bedeutend weiter zurück, als man bisher anzunehmen geneigt war. In einem vor kurzem in London gehaltenen Vortrage äußerte sich Professor Elliot Gr. Smith vom London University College über diese Frage. Der bekannte Gelehrte ist auf Grund eingehender Studien zu dem Ergebnis gelangt, daß der Ackerbau eine Wiege im alten Aegypten, etwa sechs Jahrtausende vor Christus, gehabt hat.

Professor Smith geht von einer bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts gemachten Entdeckung aus. Bei der Aufgrabung einer uralten Begräbnisstätte neben dem heutigen Dorfe Naga-ed-Der, halbwegs zwischen Kairo und dem ersten Katarakt, wurden gut erhaltene Leichen der Urbewohner des Nillandes aufgefunden, in deren Magen sich noch Speisereste befanden. Das trockene Klima und vielleicht eine besondere konservierende Eigenschaft des Bodens hatten auch diese Reste unzersetzt erhalten. Sie wurden von Professor Netolitzki von der Universität Czernowitz, einer Autorität auf diesem Gebiete, mit voller Bestimmtheit als von Gerste herrührend erkannt. Die letzte Mahlzeit der alten Niltalbewohner hatte demnach aus gedörrter oder gekochter Gerste bestanden. Hieraus und auf Grund seiner langjährigen Studien über die vorgeschichtlichen Bewohner der dortigen Gegenden folgert Professor Smith, daß sie um die genannte Zeit zuerst bewußt Ackerbau getrieben haben.

Bis vor kurzem war die Existenz dieses alten, lange vor den Pharaonen lebenden Volkes überhaupt noch nicht bekannt. Selbst die frühesten Ueberlieferungen aus der Königszeit wissen nichts von ihm; es war ja auch so viel unbedeutender und unscheinbarer als die späteren Pyramiden- und Tempelbauer. Seine Hütten aus Rohr, getrocknetem Lehm oder Häuten sind der Nachwelt nicht überliefert worden. Keine Spur von ihm wäre erhalten geblieben, wenn es nicht die Gewohnheit gehabt hätte, seine Toten zu begraben und ihnen in tönernen Gefäßen Vorräte für die Reise in die Unterwelt, Schmuck und Waffen mitzugeben. Aus diesen in unseren Tagen wieder aufgefundenen Resten einer längst vergangenen Zeit läßt sich nun feststellen, daß selbst diese ältesten Bewohner des Landes schon eine ge-

spiel die Metalle; Gold und Kupfer kommen vor, in einzelnen Fällen auch Eisen. Dieses scheint eigenartigerweise nicht zur Herstellung von Werkzeugen, sondern als Schmuck gedient zu haben. Die wenigen auf uns gekommenen Stückchen des schwarzen Metalls sind eiserne Perlen, die abwechselnd mit goldenen eine Art Halsband bilden, wie die Frauen jener Frühzeit sie zu tragen pflegten. Wie man zu dem Eisen kam, läßt sich noch nicht sagen. Vielleicht stammt es aus Meteorsteinen, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß es aus Erz durch Schmelzen gewonnen wurde. Die Waffen fertigte man nicht aus Metall, sondern aus Stein an; geeignete Kiesel waren in Aegypten häufig, und man wußte sich ihrer mit Geschick zu bedienen. Auch verstand man es, schmale Steinklingen in Griffe aus Horn, Elfenbein oder Holz einzufügen, und erhielt dadurch brauchbare Messer und selbst Sicheln zum Schneiden der Pflanzen. Auch die Gerste von Naga-ed-Der dürfte mit derartigen Werkzeugen geschnitten sein.

Hinsichtlich der äußeren Erscheinung handelte es sich um Menschen von etwa 1,65 Meter Größe mit verhältnismäßig zierlichem Gliederbau. Jedenfalls entsprachen sie keineswegs unsern Vorstellungen vom Höhlenbewohner der Vorzeit.

Wie kam nun dieses Urvolk zur Erfindung des Ackerbaus? Professor Smith meint, daß es bei seiner Ankunft in Aegypten die Gerste als wildwachsende Pflanze vorfand und sie bald als ausgezeichnetes Nahrungsmittel kennen und schätzten lernte. Die günstigen Lebensbedingungen führten schnell zu einer raschen Vermehrung der Bevölkerung, so daß die Nahrung knapp wurde. Man bewässerte daher bisher brach liegendes Land, das sich dann mit wild wachsender Gerste bedeckte. Es dürfte nicht mehr lange gedauert haben, bis man durch Aussaat und Bestellung des Bodens die Erträge zu steigern lernte. — Dagegen wurde in den Gräbern von Naga-ed-Der nicht der heute so viel wichtigere Weizen gefunden. Zwar hat man Weizenkörner mit einem aus dem alten Babylon stammenden Tongefäß ausgegraben, dessen Alter auf fünfeinhalb Jahrtausende angenommen wird. Aber der Weizen kommt weder in Aegypten noch in Babylonien wild vor. Die Mehrzahl der Botaniker verlegt seinen Ursprung nach Syrien oder Kleinasien. Die Beschaffenheit dieser Länder macht es allerdings in höchstem Maße unwahrscheinlich, daß in ihnen die Wiege des Ackerbaus gestanden hat. Dazu waren sie von jeher zu arm und zu spärlich bevölkert. In Aegypten dagegen waren alle Voraussetzungen gegeben. Während Weizen hier auch heute noch nicht wild vorkommt, war die wilde Gerste seit Urzeiten über ganz Nordafrika verbreitet. Weizen wurde wohl erst viel später von anderen Gegenden her eingeführt.

Noch eine andere interessante Frage erhebt sich. Die ältesten bekannten Kulturen, auf welche die ganze moderne Kultur zurückgeführt wird, waren die babylonische, kretische und ägyptische. Einzelne Gelehrte nehmen an, daß sich alle drei unabhängig von einander entwickelt haben. Professor Smith ist dagegen der Ansicht, daß sie sämtlich von dem Urvolke ausgehen, das einst bei Naga-ed-Der gelebt hat. Dafür spricht, daß viele der in Aegypten und Babylonien gefundenen Gegenstände eine überraschende Aehnlichkeit aufweisen. In beiden Ländern verwandte man eigenartige zylinderförmige Siegel, um in Ton oder Papier bestimmte Zeichen oder Marken zu pressen. Damit ist natürlich an sich noch nicht bewiesen, daß Babylon seine Kenntnisse und Fertigkeiten aus dem Nillande bekommen hat, aber manche Anzeichen sprechen dafür. Professor Smith geht sogar so weit, anzunehmen, daß auch die geheimnisvollen Mayas und Inkas in Mittel- und Süd-Amerika dem frühägyptischen Volke ihre höchststehende Kultur zu verdanken haben, die sie auf dem Wege über Asien und den Stillen Ozean bekommen hätten.

—⊡—

Die Winterherbergen unserer Zugvögel

Von Edmund Scharein.

Allmählich kehren die Zugvögel, die uns im Herbst verlassen haben, unter ihnen die verschiedenartigen kleinen Sänger aus Garten und Wald, wieder zu uns zurück. Die Lerchen, die, wie alljährlich, bereits im Februar in weiten Teilen Deutschlands sich einfanden, sind die ersten Ankömmlinge. Und der munkere Star ist auch bereits im Februar beobachtet. Um Okuli und Lätare kommt die vom Weidmann sehnlichst erwartete Waldschnepfe. Ihr folgt die Bekassine. In den ersten Tagen des April tönt wieder das Geklapper des Storches auf dem Dach des Bauernhauses. Und so bringt fast jeder Tag bis in den Mai hinein neuen Zuwachs in Wald und Heide, und das Leben mit seinem fröhlichen Treiben kehrt allgemach wieder ein.

Woher kommen sie alle, diese Heimkehrer? Wo haben sie den Winter verbracht? Jedes Kind weiß es, daß sich die Zugvögel im Herbst südwärts wenden, um wärmere Länder aufzusuchen und unserem Winter aus dem Wege zu gehen. Nun, ganz trifft diese Begründung freilich nicht zu. Der Fortzug unserer Zugvögel nach südlichen Ländern und ihre Rückkehr in unsere Breiten ist bedingt durch den sich zweimal im Jahre bei ihnen bemerkbar machenden Wandertrieb, diesen unwiderstehlichen Naturtrieb, für den das Menschenhirn noch keine Erklärung hat.

Die Störche, die uns meist Ende August schon verlassen, um die weite Reise nach dem Süden anzutreten, kommen aus Afrika. Ihre wesentlichsten Winterherbergen sind nach den bisherigen Feststellungen in der Südspitze dieses Erdteils zu suchen. Von allen Zugvögeln legen sie wohl den weitesten Weg zurück, etwa zehntausend Kilometer! Ungefähr zweieinhalb bis drei Monate dauert ihre Reise. Nach den Aufzeichnungen der Vogelwarte Rossitten sind in der Südspitze Afrikas eine Reihe von Fundstellen beringter Störche festgestellt, ferner am Tsad-See und an anderen Stellen im Innern Afrikas. Die Storchzugstraßen sind durch das Beringungsexperiment zum großen Teile ergründet. Die nord- und ostdeutschen, sowie auch die mitteldeutschen Störche nehmen ihren Weg nach Südosten über den Bosporus, durch Kleinasien, Syrien, Palästina, nach Afrika; dann gehts das Niltal aufwärts durch die seenreiche östliche Hälfte dieses Erdteils. Ihr Kurs führt also alles in allem im Herbst in südsüdöstlicher Richtung.

Die süd- und westdeutschen Störche dagegen wählen im Herbst einen anderen Weg. Sie schlagen südwestliche Richtung ein und ziehen über Spanien nach Afrika. Wir wissen dies aus einer Meldung, die im Sommer 1924 an die Vogelwarte Rossitten gelangte und die aus der Gegend von Sevilla kam. Es handelte sich um einen fast vierjährigen Ringstorch, der aus dem Bezirk Kassel stammte. Dieser Fundort am Guadalquivir stellt die südlichste Fundstelle in Spanien dar. Hier hat der Ornithologe noch manche Aufgabe zu lösen. Es wären also noch viele Störche im Süden und Westen Deutschlands zu beringen, um über die Winterherbergen dieser Störche volle Klarheit zu erlangen.

Die Stare verbringen den Winter in den verschiedensten Ländern, in England und Irland, Frankreich und der Pyrenäenhalbinsel und im nördlichen Afrika. Ihre Reise geht im Herbst in westlicher und südwestlicher Richtung, wie aus der Starzugkarte der Vogelwarte Rossitten hervorgeht. Diejenigen Vögel, die im Baltikum, in Ostpreußen und Norddeutschland ihre Brutbezirke haben, wenden sich im Herbst in fast westlicher Richtung nach England und Irland, sowie nach Frankreich (Küste des Atlantischen Ozeans); ihre in Mittel- und Süddeutschland den Sommer verbringenden Artgenossen ziehen sich im Herbst dagegen in südwestlicher Richtung nach Frankreich, Portugal, Spanien und Marokko.

Die Winterherbergen der Waldschnepfe haben wir im nördlichen Afrika, den Mittelmeerländern, aber auch in Südengland zu suchen. Im allgemeinen geht der Zug im Herbst in südwestlicher Richtung, aber auch in westsüdwestlicher Richtung.

Weniger Klarheit haben wir über die genauen Winterherbergen der Kleinvögel, unserer beliebten Sänger in Wald und Feld. Die bereits genannte Vogelwarte hat wohl eine große Anzahl von Kleinvögeln beringt, aber es sind über diese nur verhältnismäßig wenig Meldungen an die Vogelwarte gelangt. Die Gründe dafür sind darin zu erblicken, daß bei den Fängen in südlichen Ländern —z. T. handelt es sich ja leider um Massenfänge! — die winzigen, mit kleinen Aufschriften versehenen Ringe nicht beachtet werden; daß die Bewohner dieser Striche der Vogelzugsforschung gleichgültig gegenüberstehen. Fällt dagegen mal ein jagdbarer Vogel, etwa eine Schnepfe oder ein Kranich oder ein anderer größerer Vogel in die Hände eines Jägers, so kann man in den meisten Fällen — nach den bisherigen Beobachtungen — bei diesem Verständnis für das Beringungsexperiment voraussetzen, und die Vogelwarte erhält mit dem eingesandten Ring zugleich nähere Mitteilung über den „Fall".

Der Fortschritt, den die Vogelzugsforschung durch die Anwendung des Vogelrings gemacht hat, ist unverkennbar; es ist — nach Thienemann — „eine Verbindungsbrücke geschlagen zwischen der Vogelwelt und ihrem Naturwirken einerseits in der Heimat und andererseits auf den weiten Reisen und in der Winterherberge." Und setzen wir noch hinzu: Es ist gerade durch das Beringungsexperiment das Interesse an unserer bunten Vogelwelt erweckt, das erforderlich ist, um die Forschung weiter zu bringen. Die zahlreichen Meldungen, die aus den fernsten Ländern an die Vogelwarte Rossitten gelangen, beweisen die lebhafte Anteilnahme, die man diesen Dingen gegenüber jetzt zeigt.

—⊡—

Sturm auf dem Baikal

Ein sibirisches Abenteuer

von Joseph M. Velter.

An einem Februartage kamen Imquill, Semjon Pawlowitsch und ich von einer ergebnislosen Robbenjagd zurück. Wir hatten nicht ein einziges Tier zu Gesicht bekommen und unsere Laune war nicht gerade rosig. Es ging gegen fünf Uhr nachmittags. Der Himmel, der schon den ganzen Tag grau umzogen gewesen war, senkte sich immer tiefer und dunkler auf die endlose Fläche des Baikal nieder. Kein Lüftchen regte sich. Der Horizont verschwamm in einem graudunstigen Nebel, und die noch fernen, vor uns liegenden Baikalberge schienen sich leicht zu bewegen und aus einer weichen Masse zu bestehen. Von ihren Gipfeln war nichts zu sehen. Wir hatten noch wenigstens drei Stunden weit zu gehen, einen mühevollen Weg durch Eis und Schnee, bis zu unserem Blockhaus. Dabei waren wir vom Umherstreifen müde und hätten am liebsten eine halbstündige Rast eingelegt. Aber der Russe trieb vorwärts. Es würde bald böse schneien, meinte er, und da müßten wir möglichst schon unter Dach sein.

Es war merkwürdig warm geworden. Es herrschte eine eigentümlich drückende, bleierne Stille. Die Sonne neigte sich früh; nur ein fahler Schein zeigte die Stelle, wo sie stand. Wir hasteten vorwärts. Unter den schweren Schubas brach uns der Schweiß aus. Es begann dämmerig zu werden. Die Farbe des Himmels ging aus einem lichten Grau rasch zu schwärzlichen Tönen über. Langsam senkte sich die gleichmäßige Wolkenmasse wie ein riesiges schwarzes Brett, unaufhaltsam, von einer verborgenen Macht bewegt, und drohte uns zu zerdrücken. Die Laikis, die Semjon Pawlowitsch an der Leine führte, blieben von Zeit zu Zeit stehen, warfen den Kopf hoch und heulten in langgezogenen Tönen. Eine unheimlich drohende Stimmung tat sich auf. Immer tiefer sank der Himmel, die Wolkenmasse wurde schwärzer. Das Bild des Baikals drängte sich mir als das eines riesigen Sarges auf. Schweigend und keuchend ging es vorwärts. Kein Wort fiel.

Endlich kam rechts von uns, wo das Nordende des Sees sein mußte, ein heller Schein. Es schien, als habe sich dort in der Wolkenwand ein Loch gebildet, durch das ein gelbliches Licht sickerte. Ich atmete erleichtert auf und deutete hinüber. Aber das Gesicht von Semjon Pawlowitsch, von der Schwüle und dem atemlosen Vorwärtsjagen rot erhitzt, verfärbte sich. Sein Körper schien zusammen zu sinken, seine zitternde Rechte schlug ein Kreuz ums andere, während seine Lippen unverständliche Silben murmelten. Ein jäher Gedanke durchfuhr mich: wie, wenn nicht nur ein Schneesturm kam, sondern eins jener unausdenkbar schauerlichen Unwetter, die den Grund des Sees aufwühlten, daß er die Eisdecke sprengte wie dünnes Glas? Wie oft war das schon vorgekommen! Wieviel Tausende von Menschen hatte der See an solchen Tagen nicht schon eingeschluckt? Ich fühlte wie mir inmitten der unheimlich lastenden Schwüle eiskalt wurde. Auch Imquills hartes, unbewegtes Gesicht schien merkwürdig verändert. In diesem Augenblick kam irgendwoher ein hoher singender Ton, erst fern und unbestimmbar; er wuchs an, die Tonlage senkte sich langsam und wurde zu einem erst klagenden, dann wild drohenden, furchtbaren Heulen, das nach der Lautlosigkeit der letzten Stunden doppelt auf die Nerven ging. Gleichzeitig schien die Temperatur mit einem Schlage zu sinken.

Die Laikis rissen an den Leinen. Wir versuchten zu laufen. Das fahle Licht am Horizont war verschwunden, die Sicht nach rechts auf die Hälfte verkürzt. Der Blick traf auf eine graue Wand, die sich rasch zu nähern schien. Plötzlich kamen von rechts her Wolken aufgepeitschten Schnees in rasendem Tempo heran. Ein ungeheurer Windstoß fegte über die Fläche und traf uns so heftig, daß wir taumelten. Unsere Pelzmützen flogen davon und verschwanden in der Schneewolke. Die Laikis legten sich nieder und weigerten sich, weiter zu gehen. Eben riß der Russe die Hunde an den Riemen hoch, als es plötzlich dunkel vor mir wurde. Ein ungeheurer Druck preßte meine Augen zu, gleichzeitig faßte mich eine wirbelnde, übermenschliche Kraft und schleuderte mich mit einem Schlage unter taumelnden Bewegungen zu Boden. In meinen Ohren brüllte und brauste es, rings um mich donnerte und krachte es. Halb von Sinnen tastete ich um mich. Schnee, Schnee, unter mir und über mir. Ein nicht zu schildernbes, höllisches Geheul raste, brüllte, und tobte über mich weg, eine irrsinnige Jagd. Die Luft, der ganze Himmel schienen zu brüllen, zu dröhnen und zu schreien; wie aus hunderttausend riesigen Kehlen gellte und sauste es durch die Nacht. Jetzt hörte ich unter mir ein helles, knatterndes Krachen, das sich im Sturm wie das feine Reißen eines Seidengewebes anhörte.

Eine sinnlose Verzweiflung überkam mich. War das das Ende? Und wo waren die anderen? Sollte ich rufen? Lächerlich, auch nur daran zu denken, in dieser brüllenden Hölle gehört zu werden. Schnee wehte in ganzen, geschlossenen Schichten über mich. Mühsam, halb unbewußt arbeitete ich mich hoch. Eisige Windstöße warfen mich wieder nieder, unter einem Druck, der die Luft wie eine feste Masse zusammenpreßte. Das Atem wurde beinahe unmöglich.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand dauerte. Eine Minute? Zehn Minuten? Unmöglich, das zu sagen. Dann verklang fast mit einem Schlage das Geheul. Stille tat sich auf, und die Lunge atmete wieder frei. Irgendwie hatte dieser Zustand im ersten Augenblick doch etwas Tödliches, als habe alles Leben aufgehört, als sei nun alles abgeschlossen. Ich wagte kaum, mich zu rühren. Da spürte ich eine Bewegung neben mir. Der Schnee regte sich, und im Dunkel fühlte ich etwas Warmes und Feuchtes auf meiner Hand. Was war das? Entsetzt riß ich die Hand zurück. Sollte das Eis doch durchgebrochen und ich am Versinken sein? Dann aber schob sich aus dem Schnee das zerzauste Gesicht eines unserer Laikis heraus. Jetzt war mir mit einem Schlage leicht und frei. Ich war nicht mehr allein, hatte ein warmes, lebendiges Wesen bei mir!

Langsam wurde es auch heller. Ich rief nach Imquill und Semjon Pawlowitsch. Kaum drei Meter neben mir ertönte Antwort. Dort lag, noch im Schnee vergraben, der Russe. Ich kroch zu ihm hinüber. Da tauchte auch Imquills Kopf auf. Gott sei Dank! — Mühsam richteten wir uns hoch. Die Glieder waren wie zerschlagen. Dabei begannen wir entsetzlich zu frieren. Wir zitterten vor Kälte, und die Zähne klapperten. Hätten wir wenigstens den letzten Rest Schnaps nicht schon am Mittag vertan! Jetzt erst, im halbhellen Licht, sahen wir, daß es schneite. Wie eine weiße, undurchdringliche Wand stand der fallende Schnee um uns. Unmöglich, auch nur zwei Meter weit zu sehen. Wir drängten uns zusammen und begannen den Weitermarsch.

Bis an den Leib reichte uns der Schnee. Es war unfaßlich, wie in den wenigen Minuten neue Schneemassen von solcher Stärke heruntergekommen sein konnten. Langsam nur tappten wir vorwärts. Nach wenigen Schritten schon glichen wir Schneemännern; alles Abschütteln war vergebens. Fünf Stunden brauchten wir, um die Blockhütte wieder zu erreichen, fünf Stunden eines erbitterten Kampfes gegen Schnee und Eis, vor allem aber gegen die lähmende Müdigkeit, die immer mehr gefährlich wurde. Nur ein Gedanke beherrschte uns: schlafen, schlafen. Nur fünf Minuten schlafen! Aber diese fünf Minuten wären zum ewigen Schlafe geworden. Besonders in der vierten Stunde jammerte Semjon Pawlowitsch wir möchten ihn doch nur zurück lassen. Er komme schon nach. Schließlich ließ er sich einfach zusammensinken. Alle guten Worte waren vergeblich. Da packte Imquill ihn am Halse, schüttelte ihn, schrie ihn an und gab ihm ein paar Ohrfeigen, daß dem armen Kerl Hören und Sehen verging. Jetzt wurde er wieder munter. Gegen halb zehn Uhr nachts kamen wir endlich an, taumelnd vor Erschöpfung und fast bewußtlos. Wir stürzten wie gefällt auf die Lager, und schon im Schlaf zogen wir die Felle über uns. Erst am Nachmittag des anderen Tages erwachten wir wieder.

Semjon Pawlowitsch aber hat sich noch oft für die ersten und einzigen Ohrfeigen bedankt, die er von Imquill bezog. Sie hatten ihm das Leben gerettet.

Sizilien

Landschaft und Gleichnis.

Von S. Hassenpflug-von Wiedebach

Sehr viel Sonne und viel Wind. Der Wind gehört dazu. Aber er ist nicht, wie man ihn in Deutschland gewohnt ist. Er kühlt nicht, sondern er erfrischt, er stört nicht, sondern er belebt. Er bietet uns gleichsam freundlich den Duft des südlichen Meeres an. Er trägt die Sonne mit sich und entkräftet ihre Strahlen nicht. — Palermo; ist hier wirklich noch Italien? Eiserne Stirnen und eiserne Nacken. Naturhafte Grausamkeit und viel wild lächelnde Schönheit — irgendwie doch schon Afrika. Man erinnert sich des Blutes, das durch den Lauf der Jahrhunderte hier spukt; Griechen, Karthager, Mauren, Normannen, Römer um nur ein paar Bestandteile zu nennen. Begreifen werden wir weder dieses Volk, noch diese unwahrscheinlichen Berge jemals, wie etwa in Rom sich alle Poren vollsaugen, mit Begriffenem, mit aufgegangener Erkenntnis. Aber das Herz schlägt vor Freude bei seinem Anblick.

Am Tage leuchten und tanzen die Farben, wie toll. Cobaltblaues Meer, viel Rot von Blüten, rote, ocker und gelbe Töne des Erdbodens und der Häuser; speerartig blitzende gelbe Ränder um die stachligen Agavenblätter, die ganze Scala des nur hier vorhandenen stumpfen Grüns. Im Hintergrund immer, wo man auch sei, das vielfach nuancierte Violett, Indigo und Schwarz der gezackten Berge, und dann, wie eine lastende Hand darauf, der Staub, die graue Patina. Aber sie kann doch die Farben nicht erdrücken, sie blühen unter ihr erst in ihrer ganzen für ein nordisches Auge unfaßbaren Geheimnisfülle auf — denn der Staub ist trunken von Sonne. Nachts ertrinken alle diese Farben im Meer und stehen neu daraus auf, setzt noch viel geheimnisvoller drohend und bezaubernd. Die Nacht auf dem Mittelmeer, vor allem die weißgraue, ganze frühe Morgendämmerung, kann jedesmal von neuem wieder Herzklopfen verursachen.

Die Ausbeutung seitens der Bevölkerung ist denkbar mäßig, namentlich nachdem man sich mit den Droschkenkutschern auf den richtigen Verkehrston eingestellt und — für die Straßenjugend — ein oder zwei Worte gelernt hat, die sizilianische Liebenswürdigkeiten bedeuten. Uebrigens wird von oben her scharf auf Disziplin aufgepaßt. Die Angst um sein Leben verliert man auch, nachdem man einmal festgestellt hat, daß bei Begrüßung oder Abschied selbst der friedlichsten Palermotaner unter einander eine Gestikulation und ein Stimmaufwand in Bewegung gesetzt wird, die bei uns den Auftakt zu Mord und Totschlag bedeuten würden. Der Krach ist für alle Italiener eine der höchsten Würzen des Daseins. Demnach muß Palermo wohl die anziehendste Stadt für sie sein. Der Urlaut, der sich aus den Bäuchen seiner Einwohner zu entringen scheint, wird begleitet von den herzzerreißenden Schreien der Esel, die weder im Gebrüll noch im Eigensinn hinter ihren Besitzern zurückstehen wollen. Ist man übrigens mit dem Sizilianer allein, so ist er eher schweigsam und verschlossen. Aber eine Straße in Palermo ist bestimmt der geeignetste Ort für eine friedliche Unterhaltung selbst mit dem schlimmsten politischen Antipoden: Erstens versteht man doch kein Wort von dem, was er sagt, und zweitens hat man immer vergessen, was man selbst sagen wollte.

Aber man bleibt auch nicht immer auf der Straße und man will solche Unterhaltungen auch garnicht führen. Man geht in eine der wundervollen Kirchen, die zwischen dem zehnten und dem dreizehnten Jahrhundert hier entstanden sind, zum großen Teil maurisch-normannischer Art. In dem bronzenen Dämmer der Capella Palatina ist man gefangen in Gedanken, die vor neunhundert Jahren gedacht wurden. Den breiten Spitzbogen der Pfeiler wohnt eine Strenge, man möchte sagen, eine logische Strenge der Mystik inne, die ungeachtet des Widerspruchs fast klar und bestimmt anmutet. Landschaften in Mosaik von unerhörter Schönheit und Beseelung! Was schuf diese, jener Zeit fremde Art der Kunst? Man denkt daran, daß der alte, düstere Maure und der junge, harte Normanne sich die Hände reichten, um diese Capella, den Dom von Palermo, die Martorana und den Dom von Mon Reale zu bauen; vor allem den Dom von Mon Reale: In dem massigen, breit gegliederten Schiff ist jeder Fußbreit, darauf man steht, kunstvollstes Mosaik, und man blickt hinein in die strahlende Apsis. Ein Blau wölbt sich, das es gar nicht mehr gibt, goldene Sterne leuchten tief und ruhig, goldene Kassettierungen blitzen. Mosaik, Mosaik an jedem Pfeiler, jeder Barriere, in seiner unendlich reich variierten Ornamentik! Und ein riesiger Christuskopf in dieser Apsis: ein Normannenherzog, stolz, kühn, verschlagen, mit dem eigenwilligsten Blick und einem despotischen Mund, der das Leben liebt; — dem haben sie die Dornenkrone des Dulders aufgesetzt! — Ja, es war ein unerschrockenes Volk und eine Zeit, die wußte, was sie wollte.

Was die Griechen außer einigen Profilen und blondrötlichem Haar, das man zuweilen sieht, hier hinterlassen haben, ist zu viel und vor allem zu groß, als daß man es in einer flüchtigen Skizze auffangen könnte. Von den — vor allem archaischen — Schätzen der Museen zu schweigen, gibt es der Landschaft der ganzen südsizilianischen Küste den Charakter. Von einem schroffen Felsennest sieht man in die wellige Ebene, aus deren niederen Mandelwäldern von grünspanmatter Farbe die Tempel oder die edlen Reste ihrer Säulen sich ruhevoll erheben: Girgenti! — Das Teatro Greco und dahinter die unglaubliche Silhouette des Aetna: Taormina! Viel zu viel, um es nur zu nennen.

Dem aufnahmebereiten Herzen wirklich groß wird dieses Stück Erde durch das, was einmal war, dann wurde und heute lebt als Landschaft und Gleichnis.

—⊡—

Ein südamerikanisches Naturwunder

Von Theodor Lindenstaedt.

Die größte landschaftliche Sehenswürdigkeit Südafrikas, wenn nicht des ganzen Erdteils, sind zweifellos die Viktoriafälle des Sambesi. Die Eingeborenen nähern sich in ihrer abergläubischen Furcht nur ungern dem Naturwunder, und Livingstone, der die Fälle 1855 als erster Weißer sah, hatte Mühe, seine schwarzen Begleiter zum Mitkommen zu bewegen; sie hielten die ganze Gegend für einen Sitz fürchterlicher Ungeheuer und böser Geister.

Wer mit der Bahn von Bulumayo kommt, sieht schon sechzehn Kilometer von den Fällen entfernt fünf riesige Wasserdampfwolken wie leuchtend weiße Säulen über hundert Meter hoch in der Luft stehen. Vor allem am frühen Morgen ist es ein wunderbarer Anblick, wenn zartviolette, rosa, und grünliche Tinten durch den Wasserstaub spielen. Bald betäubt auch der immer stärker werdende Donner der stürzenden Wasser das Ohr des sich Nähernden. Trotz der Größe der Viktoriafälle wirkt ihr erster Anblick ein wenig enttäuschend; sie sind zwar über 1600 Meter breit und 130 Meter hoch, aber diese gewaltigen Ausmaße kommen nicht recht zur Geltung, da der Strom gleich nach dem Absturz in einer engen Felsenschlucht verschwindet. Es gibt nur eine Stelle, wo ein Knick in dieser Spalte einen vollen Ueberblick gestattet. Um die Schönheit der Viktoriafälle voll auszukosten, muß man sie wiederholt besuchen, Ausflüge zu den einzelnen Inseln und Felsabstürzen unternehmen, die Grotten und Palmenhaine, die ganze tropische Umgebung auf sich wirken lassen. Immer wieder werden neue und verborgene Reize sichtbar, und diese Mannigfaltigkeit bildet den eigentlichen Zauber der Fälle.

Die Regenzeit dauert in Rhodesien vom November bis zum April. Die beste Zeit zum Besuch der Fälle ist daher der Mai, wenn der Strom die größten Wassermengen führt. Die Eisenbahnbrücke der Kap-Kairo-Bahn ist der von den Reisenden bevorzugte Aussichtspunkt, da man von ihr durch die enge Schlucht bei Danger Point den vollen Anblick der abstürzenden Wassermassen genießt. Ein halbstündiger Spaziergang bringt den Besucher zum „Rain Forest", dem „Ort, wo der Regen geboren wird", wie die Eingeborenen sagen. Dieser „Regenwald" ist eine wahre Schatzkammer für den Botaniker, denn die tropische Hitze und der ständig fallende Wasserstaub bringen einen Pflanzenwuchs von überwältigender Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit hervor, vom zarten Frauenhaarfarn bis zur Fächerpalme und dem uralten, bis zu acht Metter dicken Baobab. Am eindrucksvollsten ist ein Besuch von Danger Point am Ostende des Regenwaldes, wo man unmittelbar an den Abgrund herantreten kann. Grund und Boden scheinen unter der Wucht des Anpralles zu beben. Der in die Höhe geschleuderte Wasserstaub ist zu Zeiten so dicht, daß die Sonnenstrahlen ihn nicht zu durchdringen vermögen; tiefe Dämmerung umgibt den Besucher, und ein dichter, sturzbachartiger Regen strömt herab.